

5. Auch unmittelbar kann das Kunstwerk zum Guten antreiben, falls ein im engeren Sinne sittlicher Gedanke darin zum Ausdruck kommt; doch ist die Wirkung der Kunst dann keine ästhetische, keine der Kunst als solcher wesentliche, sondern eine zufällige.

Das Genie.

Man hat als Wesen des Genies die schöpferische Kraft bezeichnet. Auch Schiller hebt dies als Merkmal hervor. Der Verstand wiederholt das, was die Natur ihm darbietet; die Vernunft geht über die Natur hinaus in das Reich der Idee; das Genie schafft neu, in der Weise wie die Natur.

Der Genius.

Wiederholen kann zwar der Verstand, was da schon gewesen;
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Über Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere.
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

„Das Genie“, sagt Lessing (Hamb. Dram. 30. Stück), „können nur Begebenheiten beschäftigen, die ineinander gegründet sind, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen. Diese auf jene zurückzuführen, jene gegen diese abzuwägen, überall das Ungefähr auszuschliessen, alles, was geschieht, so geschehen zu lassen, dass es nicht anders geschehen könne: das ist seine Sache, wenn es in dem Felde der Geschichte arbeitet, um die unnützen Schätze des Gedächtnisses in Nahrungen des Geistes zu verwandeln.“ Goethe selbst führt den Gedanken der Produktivität des Genies in einem Gespräch mit Eckermann vom 11. März 1828 aus: „Beides (Produktivität und Genie) sind auch sehr naheliegende Dinge. Denn was ist Genie anders als jene produktive Kraft, wodurch Thaten entstehen, die vor Gott und in der Natur sich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind? Alle Werke Mozarts sind dieser Art; es liegt in ihnen eine zeugende Kraft, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkt und so bald nicht erschöpft sein dürfte. Von anderen grossen Komponisten und Künstlern gilt dasselbe. Wie haben nicht Phidias und Rafael auf nachfolgende Jahrhunderte gewirkt, und wie nicht Dürer und Holbein! Derjenige, der zuerst die Formen und Verhältnisse der altdeutschen Baukunst erfand, so dass im Laufe der Zeit ein Strassburger Münster und ein Kölner Dom möglich wurde, war auch ein Genie, denn seine Gedanken haben fortwährend produktive Kraft behalten und wirken bis auf die heutige Stunde. Luther war ein Genie sehr bedeutender Art! er wirkt nun schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird produktiv zu sein, ist nicht abzusehen.“ Wir hören ein Genie von eigener unabsehbarer Wirkung über diese schöpferische Kraft des Genies sprechen, und Eckermann ist ergriffen von dem Klang seiner Stimme und dem Feuer seiner Augen, das bei dem fast Achtzigjährigen jugendlich glüht. Dabei weist Goethe auch einen Gedanken zurück, zu dem der Sprachgebrauch verleiten könnte, als ob die „Produktivität“ in der Masse der Erzeugnisse wirklich diesen Namen verdiene. Nicht die Masse giebt den Ausschlag, sondern ein „innewohnendes Leben“, das „sich zu erhalten weiss“.

Diese Wirkung des Genies zeigt sich auf dichterischem Gebiete in dem eigenen organischen Leben, das seine dichterischen Gebilde haben; bei dem politischen Genie wie Bismarck in dem kräftigen Leben, das seiner politischen Schöpfung wie einem Naturprodukt innewohnt und ihm Dauer giebt; bei dem religiösen Genie in dem neuen Leben, das es in sich trägt und dann in andern, einzelnen und Gemeinschaften, zu erwecken vermag. Schiller beschreibt in unerschöpflichen Bildern die Wirkung, die der geniale Mensch wie einen Zauber ausübt:

Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische Sieger,
Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.
Vor ihm ebnet Poseidon das Meer, sanft gleitet des Schiffes
Kiel, das den Cäsar führt und sein allmächtiges Glück.
Ihm zu Füßen legt sich der Leu, das brausende Delphin
Steigt aus den Tiefen, und fromm beut es den Rücken ihm an. (Das Glück.)

Spricht er hier vom Zauber der Persönlichkeit des genialen Menschen, so von der fortwirkenden Kraft des sittlichen Genies im „Genius“:

Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz.
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort:
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Wohl können Nachahmer dem Genie folgen und auch im Hervorbringen seine „Produktivität“ nachahmen. Ja es gehört zur Wirkung des Genies, diesen Kometenschweif von Nachahmern hinter sich herziehen: „Wenn die Könige baun, haben die Kärner zu thun“ (Kant und seine Ausleger). Aber das erstmalige Schaffen des Neuen ist eben das Vorrecht des Genies:

An Gebildetem nur darfst du, Nachahmer, dich üben;
Selbst Gebildetes ist Stoff nur dem bildenden Geist. (Der Nachahmer.)

Darum knüpft sich die weitgehende Wirkung eben nur an jene erste Schaffensthat an, die die Mutter der folgenden Hervorbringungen ist.

Was die Epoche besitzt, verkünden hundert Talente,
Aber der Genius bringt schaffend hervor, was ihr fehlt. (Geibel.)

Aber selbst zu jenen Nachahmungen gehört auf künstlerischem Gebiete eine dem Genie verwandte Kraft, die auf Naturanlage beruht; sie muss kongenial sein. „(Aber) was man von dem Homer gesagt hat: es lasse sich dem Herkules eher seine Keule, als ihm ein Vers abringen — das lässt sich auch vom Shakespeare sagen.“ (Lessing, Hamb. Dram. 73. Stück.)

Wir sprachen bis jetzt von den Wirkungen des Genies: sie lagen klar vor unserem Auge. Wir treten in eine geheimnisvolle Welt ein, wenn wir nach dem Wesen dieses Schöpfers fragen. Ja man kann sagen, dass es zum Begriff des Genialen gehört, eine dem Verstande unfassbare Kraft zu sein. So sagt Schiller:

Wodurch giebt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
 Kund giebt in der Natur, in dem unendlichen All.
 Klar ist der Äther und doch von unermesslicher Tiefe;
 Offen dem Aug, dem Verstand bleibt er doch ewig geheim. (Genialität.)

Immer wieder weist Schiller im „Glück“ auf das Unerklärbare des Genies und der genialen Schöpfung hin: „Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab“, und zum Schluss:

Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
 Eine dunkle Geburt, aus dem unendlichen Meer;
 Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Ägis gerüstet,
 Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Wie eine Erläuterung dazu sagt Goethe 11. März 28 zu Eckermann: „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder grosse Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben,“ und in den „Zahmen Xenien“:

Ja, das ist das rechte Gleis,
 Dass man nicht weiss,
 Was man denkt,
 Wenn man denkt,
 Alles ist als wie geschenkt.

Darum nennt Schiller das Genie blind und spricht von der Einfalt, dem bescheidenen Gefäss, in das die Götter Göttliches einschliessen. So schafft das Genie Wunder, sich selbst ein Rätsel und Wunder. Schiller spricht besonders der Jugend das „Glück“ zu, indem er den Begriff des Glücklichen in verwandtem Sinne mit dem des Genialen fasst. Goethe in dem schon angeführten Gespräche spricht sich ebenso aus und weist zugleich hin auf die eigene Jugendzeit mit ihrer erhöhten Produktivität, auf die Zeit:

Da sich ein Quell gedrängter Lieder
 Ununterbrochen neu gebar. (Faust, Vorspiel auf dem Theater.)

Es ist wahr, dass Genialität oft eine besondere Begabung auf dem Gebiet des Erkenntnisvermögens in sich schliesst. Man versteht, wie z. B. Volkmann zu der Begriffsfassung gelangt: „Auf besonders erhöhter Klarheit, Schnelligkeit und leichter Beweglichkeit der freisteigenden Vorstellungen beruht, was man Genialität nennt.“ Andererseits giebt es aber auch Genialität, deren Wesen mehr auf dem Gebiet des Fühlens und Wollens liegt. So könnte man wohl Pestalozzi ein Genie des Gefühls nennen, in dem gerade die verstandesmässige Thätigkeit nicht in gleicher Weise entwickelt war. Überall aber haben wir den Eindruck, dass das Genie mit ursprünglicher, elementarer Kraft ausgerüstet ist. Wie dies zu verstehen, können wir uns an dem Begriff des Denkens veranschaulichen. Es sind zwei Thätigkeiten des erkennenden Menschen zu unterscheiden. Erstens, das Denken, das von einer Vorstellung zur andern, von einem Begriff zum andern, von einem Urteil zum andern fortschreitet, um zum Ergebnis zu gelangen. Das Denken „durchläuft“ nacheinander die verschiedenen Teile der Entwicklung und heisst darum diskursiv. Zweitens, das unmittelbare Erfassen von mehreren Vorstellungen in ihren gegenseitigen Beziehungen: das intuitive, d. h. anschauende

Erfassen. „Betrachtet man sein eigenes Denken,“ sagt Locke, „so bemerkt man, dass die Seele diese Übereinstimmung zweier Vorstellungen manchmal unmittelbar durch diese selbst erfasst, ohne dass eine dritte dabei vermittelt: dies kann man das intuitive Wissen nennen.“ Es lässt sich denken, dass Genialität die gesteigerte Fähigkeit dieser anschauenden Erkenntnis der Dinge ist. So würde man verstehen, wie der Künstler seine Kunstwerke wie im Traume gestaltet vor sich sieht, anschaut: „alles ist als wie geschenkt“; wie das religiöse Genie eine unmittelbare Offenbarung Gottes zu haben glaubt, da die Vermittlung ihm nicht erkennbar ist. In ähnlicher Weise wäre das Gefühl als unmittelbar ergriffen zu denken, wie etwa Luthers Gefühl durch die Erfahrung: Der Gerechte wird seines Glaubens leben. In gleicher Weise ist der Wille des genialen Willensmenschen nicht mühsam durch Reflexion auf ein Ziel gerichtet, sondern mit der Kraft und Unmittelbarkeit eines Naturtriebes wirksam. Man versteht nun, wie in dem Wirken des Genies immer ganz besonders eine Offenbarung göttlicher Kräfte gesehen ist: man erkannte darin ein Wirken wie in der Natur und doch zugleich mit vernünftigen Inhalt und Zweck. So sagt Goethe im Anschluss an das oben angeführte Wort, dass jede Produktivität höchster Art über aller irdischen Macht erhaben sei, folgendes: „Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm thut, wie es beliebt, und dem er sich bewusstlos hingiebt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäss zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses.“ Entsprechend sagt Geibel:

Das Vielgestaltige
Lässt sich erlernen,
Das Urgewaltige
Kommt von den Sternen.

Den alten Glauben wiederholt auch Schiller, dass der Gott den Sänger beseele und die Gabe des Lieds vom Himmel herabkomme (Das Glück). Von dem geheimnisvollen Ursprung der Dichtung sprechen die Gedichte „Die Macht des Gesanges“ und „Der Graf von Habsburg“. Dem Sänger kann man nicht gebieten, heisst es in letzterem Gedicht:

Er steht in des grösseren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.

Andererseits stellt er die sittliche Genialität im Gegensatz zu Reflexion und Zweifel als etwas mit Notwendigkeit Wirkendes dar („Der Genius“) und in dem grossartigen Bilde „Columbus“ den geheimen Zusammenhang zwischen menschlicher Genialität und der Gestaltung der äussern Dinge, einen Zusammenhang, den nur der Glaube an eine überwaltende Vernunft kennt:

Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär sie (die Küste) noch nicht, sie stieg jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andere gewiss.

Ist so das Genie in seinem Wesen geheimnisvoll, so hat es auch eine Seite, die dem hellen Bewusstsein des Menschen angehört und klar erkennbar ist. Ist die Genialität „der Quell

aus verborgenen Tiefen“, so muss dieser geeignetes Erdreich finden, um zur Oberfläche durchzubringen. Mit andern Worten, wir fragen: Unter welchen Bedingungen kann diese geheimnisvolle Kraft des Genies sich entfalten zu der Produktivität, die das Kennzeichen des Genius ist? Und wir antworten dreifach: Diese Bedingungen sind solche der Kultur, der Ethik und der Technik.

Die Kultur verhält sich zum Genie etwa wie der Stoff zur Form, zur gestaltenden Kraft. Das Wesen des Genies wird in dieser schöpferischen Kraft zu suchen sein; diese Schöpfung ist aber keine aus dem Nichts. Das produktive Genie Goethes ist nicht denkbar ohne die Aufnahme der geistigen Kultur seiner Zeit und seines Volkes, ohne das feine Gefühl für die Strömungen seiner Zeit. Diese geistige Kultur braucht keine gelehrte zu sein, im Gegenteil: Gelehrsamkeit legt den Hauptton auf das Wissen, und dies ist vom Genialen wesentlich verschieden. Sie dringt vielmehr als ein Erfahren und Durchleben geistigen Gehaltes in das unbewusste Seelenleben ein und wird hier der Stoff, den die naturhafte geniale Kraft zu neuen Gebilden gestaltet. Der geniale Mensch ragt über seine Zeit hinaus auch deshalb, weil er auf den Schultern anderer steht. „Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein,“ sagt Goethe zu Eckermann, 11. Februar 32, „sondern Tausenden von Dingen ausser mir, die mir dazu das Material boten.“

Zweitens der Ethik. Fontane sagt:

Gaben, wer hätte sie nicht! Talente, Spielzeug für Kinder.
Erst der Ernst macht den Mann, erst der Fleiss das Genie.

und Goethe: „Das erste und letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe.“

Ja Hermann Türck („Der geniale Mensch“, 3. Aufl.) geht weiter: „Soviel Liebe in einem Menschen ist, soviel Genialität; soviel Selbstsucht, soviel Borniertheit.“ Das Wesen der Liebe aber stellt sich bei ihm dar als Objektivität, als selbstlose Hingabe. So zeigt sich diese auf dem ästhetischen Gebiet darin, dass der Künstler aufgeht im selbstlosen Anschauen des einen Gegenstandes, in der Liebe dazu. Er betrachtet den Gegenstand nicht einseitig, nicht um praktischer, selbstsüchtiger Interessen willen, sondern nach allen Richtungen hin, die für die Existenz des Dinges wesentlich sind: nach seiner Idee.

Ferner ist nach Türck philosophische Genialität die Objektivität im Denken, Selbstlosigkeit, Liebe im Denken; diese dringt zum Wesen der Dinge, zur geistigen Einheit alles Seins hindurch.

Genialität im praktischen Verhalten besteht darin, mit ganzer Seele, mit ganzer Hingabe ein Werk zu thun. Nur wer die eigene Person über der Sache vergisst, erreicht Grosses.

Nachdrücklich wird von diesem Forscher diese Seite des Genies betont; doch scheint es richtiger, durch diese Gedanken nicht sowohl das Wesen des Genies als vielmehr eine Bedingung seiner Wirksamkeit zu bestimmen.

Auch Schiller fordert die Arbeit vom Künstler. Auch von der künstlerischen Arbeit gilt das Wort:

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tiefversteckter Born,
Nur des Meissels schwerem Schlag erweicht
Sich des Marmors sprödes Korn. (Ideal und Leben.)

Wenn das künstlerische Gebilde vor dem innern Auge Gestalt gewonnen hat, dann beginnt die mühsame Arbeit des Komponierens und Durcharbeitens, und auch Goethe, der doch, wie Schiller meinte, nur leise an den Baum zu rühren brauchte, damit ihm die reifen Früchte in den Schoss fielen, schreibt aus Rom, aus der Zeit seiner neunjährigen Arbeit am Tasso: „Solche Arbeit hat Gott den Menschen gegeben!“ und ruft aus:

Ach, dass die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Dass eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle! (Künstlers Abendlied.)

Torquato Tasso in Goethes Drama ist das Bild des sittlich ungereiften Künstlers, und wie ein Motto dazu klingt das spätere Wort, das nach dem Zusammenhange zunächst ebenfalls von der Entwicklung des Künstlers zu verstehen ist:

Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Grosses will, muss sich zusammenraffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben. (Natur und Kunst.)

Drittens, auch der Technik bedarf der Künstler; er muss sein Handwerk verstehen, soweit es Handwerk ist. Dies gilt vom Genie im allgemeinen. „Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das grösste Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eigenen Innern verdanken wollte. Das begreifen aber viele sehr gute Menschen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln. Ich habe Künstler gekannt, die sich rühmten, keinem Meister gefolgt zu sein, vielmehr alles ihrem eigenen Genie zu danken zu haben. Die Narren! Als ob das überall anginge!“ so sagt Goethe zu Eckermann 17. Februar 32; und Kant spottet über die „Geniemänner, besser Genieaffen“, die das mühsame Lernen und Forschen für stümperhaft erklären (Anthropologie § 55). Auch das wahre Genie bleibt oft ein Stümper, wenn es das Lernen der Technik, der äussern Mittel zur Verkörperung seiner Idee verschmäht. So lernt der grösste Maler die Mischung der Farben und der Bildhauer die Behandlung seines Stoffes und die mathematische Berechnung. Von allen gilt vielleicht nicht ganz das Wort Fontanes „der Fleiss macht das Genie“, wohl aber, der Fleiss macht die Werke des Genies möglich.

Begriffsbestimmung.

1. Das Kennzeichen des Genies ist die produktive Kraft, d. h. die Fähigkeit, Neues und Fortwirkendes schöpferisch hervorzubringen.
2. Das Wesen des Genies beruht in einer geheimnisvollen Naturanlage der Seele, die im Gegensatz zur zergliedernden Reflexion naturhaft und unbewusst wirkt.
3. Von den Bedingungen, unter denen sich das Genie entfaltet, sind hauptsächlich zu nennen:

a. solche der Kultur: der geniale Mensch verarbeitet den seinem Gebiet entsprechenden geistigen Gehalt seiner Kulturepoche.

b. solche der Ethik: Ernst, Liebe und Selbstzucht geben seiner Naturanlage Ausdauer und Ziel.

c. solche der Technik: er muss die äusseren Mittel zur Gestaltung seines geistigen Gehaltes beherrschen.

Disposition.

Zusammenfassende Gliederung der hauptsächlichsten Gedanken in den Gedichten „Das Glück“ und „Der Genius“. (Der Gegensatz zwischen Genie und Philosoph in diesem Gedicht ist allerdings kein notwendiger; im Begriff des Philosophen ist der Begriff der Reflexion als grundlegend gedacht).

1. Genialität ist geheimnisvolle Naturanlage, dem Genie selber ein Geheimnis.

2. Gegenüber der Reflexion des Philosophen und dem mühevollen Ringen des sittlich strebenden Menschen zeigt sie sich als ursprüngliche Sicherheit, Reinheit und Geschlossenheit des Wesens.

3. Das Genie erfasst und spricht aus das ursprüngliche Wesen der Dinge, während der Philosoph den Reichtum des Lebens in der Formel und dem System verengt.

4. Das Genie übt eine unwiderstehliche Wirkung aus auf Menschenwelt und Natur, während der Philosoph nur innerhalb einer „Schule“ zu wirken vermag.

5. Die Werke des Genies sind dankbar als Gaben Gottes an die Welt hinzunehmen, ohne Neid gegenüber dem Genie, das sie vermittelt.

Wenn das kün
beginnt die mühsame Arbe
wie Schiller meinte, nur le
in den Schoss fielen, sch
„Solche Arbeit hat Gott d

Ach,
Durch
Dass
Aus

Torquato Tasso
wie ein Motto dazu klingt
von der Entwicklung des

Vergebens
Nach der
Wer Gros
In der Be
Und das

Drittens, auch
soweit es Handwerk ist.
und lernen, sowohl von
grösste Genie würde nicht
Das begreifen aber viele s
ein halbes Leben im Dur
gefolgt zu sein, vielmehr
das überall angehe!“ so
„Geniemänner, besser Ge
klären (Anthropologie § 5
der Technik, der äussern
Maler die Mischung der
mathematische Berechnun
macht das Genie“, wohl

1. Das Kennze
und Fortwirkendes schöp
 2. Das Wesen
im Gegensatz zur zerglic
 3. Von den I
- zu nennen :



ge Gestalt gewonnen hat, dann
ens, und auch Goethe, der doch,
, damit ihm die reifen Früchte
neunjährigen Arbeit am Tasso:

(Abendlied.)

ittlich ungereiften Künstlers, und
zusammenhange zunächst ebenfalls

r,
(Natur und Kunst.)

er muss sein Handwerk verstehen,
n. „Wir müssen alle empfangen
en, die mit uns sind. Selbst das
eigenen Innern verdanken wollte.
mit ihren Träumen von Originalität
die sich rühmten, keinem Meister
zu haben. Die Narren! Als ob
ar 32; und Kant spottet über die
und Forschen für stümperhaft er-
ein Stümper, wenn es das Lernen
verschmäht. So lernt der grösste
behandlung seines Stoffes und die
anz das Wort Fontanes „der Fleiss
les Genies möglich.

Kraft, d. h. die Fähigkeit, Neues

svollen Naturanlage der Seele, die
ewusst wirkt.

Genie entfaltet, sind hauptsächlich

